

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 8 (1952)
Heft: 8

Artikel: Die Schweiz und das neue Deutschland
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

36. Jahrgang der „Mitteilungen“

Augustmonat 1952

8. Jahrg. Nr. 8

Die Schweiz und das neue Deutschland

Erfahrungen von Vortragsreisen

Gekürzter Vortrag von Fritz Brunner, Sekundarlehrer, gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins vom 30. März 1952 im Zunfthaus „Zur Waag“ in Zürich

In meiner Betrachtung handelt es sich darum, aus dem großen Kreis persönlicher Erfahrungen die gültigsten auszuwählen. Bei meinem Beruf liegt es nahe, vor allem das Gebiet der Erziehung und Bildung im neuen Deutschland zu betrachten. Durch das grenzenlose Versagen der Erziehung in Schule und Elternhaus hat ja dieses hochgebildete Volk der Welt Rätsel aufgegeben, die noch lange nicht gelöst sind.

Die erste kulturelle Unternehmung dem vom Krieg zerschlagenen Deutschland gegenüber geschah im Rahmen einer Hilfe durch unsere Schulen. Auf Anregung des Schulamtmanns von Winterthur arbeitete ich vom Pestalozzianum aus den Plan einer Herstellung von Spielsachen für die notleidenden Kinder in den Kriegsländern aus. „Spielzeug aus Kinderhand — Freude von Land zu Land“ nannte ich unser Unternehmen. Nach den Werkplänen des Zürcher Vereins für Handarbeit und Schulreform und den Anweisungen für die Herstellung von Puppen, Stofftieren u. a. wurden in den Kantonen Zürich, Baselland und in der Stadt Luzern über 15000 Spielsachen im Schulunterricht hergestellt und vom Pestalozzianum aus in vier Mammutwagen des Internationalen Roten Kreuzes nach Genf zur Verteilung im Ausland verschickt. Das Hilfswerk mußte mancherlei Widerstände überwinden.

Manche Lehrer verlangten die Zusicherung, daß kein einziges Stück nach Deutschland geliefert werde, ansonst keine Hand in der eigenen Klasse gerührt würde. Im Gegensatz dazu zeigte es sich, daß die Schüler nicht von dieser Verhärtung der Herzen gefangen waren. Sie arbeiteten mit einer solchen Hingabe, daß Lehrerinnen und Lehrer mir nachher mitteilten, diese Novemberwochen 1945 gehörten zu den eindrucksvollsten, schönsten Erlebnissen ihres langen Lehrerlebens. Leider weigerte sich das Internationale Rote Kreuz, über die Empfänger unseres Spendgutes irgend etwas auszusagen. Ja die Kinder durften nicht einmal den selbstgefertigten Spielsachen ein Briefchen beilegen, eine unbegreifliche Haltung den Tausenden von Kindern gegenüber, die auf diesem Wege eine Herzensverbindung mit einem leidenden ausländischen Kinde suchten. Viele schlugen dem Roten Kreuz ein Schnippchen, indem sie gemäß den Praktiken von Geldschmugglerinnen den Puppen verschiedene Unterröcke anzogen und irgendwo eine Tasche mit einem rührenden Briefchen einnähten.

Das unbegreifliche Verhalten des Genfer Hauptquartiers bewog uns, über 1000 Spielsachen zurückzuhalten. Inzwischen hatten nämlich süddeutsche Philanthropen unter der Führung des Schweizer Musikpädagogen und Komponisten Dr. Erich Fischer und des Handharmonika-Fabrikanten Ernst Hohner in Troßingen unsere überaus erfolgreiche Ausstellung „Singt und spielt in Schule und Haus“ für Süddeutschland erbeten. Die Verhandlungen mit der französischen Besatzungsmacht zogen sich aber noch bis in den Frühling 1946 hin. Diese Verbindung mit einem von pestalozzischem Geist erfüllten Schweizer bewog uns, vom Pestalozzianum aus in einigen süddeutschen Orten um Weihnachten 1945 eine Bescherung mit unserm Spielzeug durchzuführen. Eine Schweizer Firma hatte noch Schokolade beigesteuert.

Die Erfahrungen waren erhebend. Bei sechs Grad Kälte sah man abends, eine Stunde nach der Weihnachtsfeier im Schulhaus oder in der Kirche, Kinder vor den Häusern mit dem erhaltenen Spielzeug spielen. Die Schokolade lag, von den Hungernden unberührt, noch neben ihnen auf der Haustreppe oder Bank. Welch wunderschönen Beweis hatten uns jene einfachen süddeutschen Dorfkinder geliefert, den Beweis nämlich, daß einem Kinde die Stillung eines Herzensbedürfnisses der Befriedigung des Hungers weit vorangeht. Solche Beobachtungen bewogen unsern

Landsmann Erich Fischer, die von den Franzosen bewilligte Ausstellung „Singt und spielt . . .!“ in Süddeutschland zur Gründung einer Kindersiedlung Pestalozzi zu benützen, wie sie in Trogen bereits im Entstehen begriffen war.

Die Eröffnung unsrer Ausstellung im Schwarzwaldstädtchen Trofingen wurde zu einem bedeutsamen Ereignis. Wie war ich erstaunt, die Spitzen der französischen Militärregierung und des württembergisch-hohenzollerischen Staatsrates anzutreffen. Staatsrat Prof. Carlo Schmid von Tübingen, jetzt Minister in Bonn, betonte in seiner Ansprache „die epochale Bedeutung dieses Tages für sein Land“. „Die Schweizer“, führte er unter anderm aus, „dieses kleine Volk, sind große Lehrmeister der Welt geworden. Sie haben sie gelehrt, was eine auf einem lautern Fundament ruhende Demokratie an Gutem bewirken kann, das dauert. Sie haben gezeigt, daß Menschen verschiedener Zungen einträchtig beieinander wohnen und gemeinsam zur Erfüllung gemeinsamer Zwecke zum Heil und Wohl aller mitwirken können, und haben es den Abendländern Europas vorgelebt. Wir möchten hoffen, daß dieses heute so arme Abendland sich dieses Vorbild zu Herzen nehmen möge.“

Nach einem Hinweis auf Dunant und Pestalozzi fuhr Carlo Schmid fort: „Wir Deutschen haben vor einem Jahrzehnt das Tor zur Welt zugeschlagen, und wenn es heute noch zu ist, so ist das unsre Schuld. Aber es sind im letzten Jahr (also 1945) noch Riegel weiter vorgeschoben worden. Das Ausland betrachtet heute, zum Teil wenigstens, unser Land, als wehe über unserem Volke die gelbe Pestflagge, oder es sieht es als einen Bezirk von Missetätern an, in den man sich nur unter Begleitung von Gendarmen begeben kann. Da tut es nun besonders wohl, daß Sie, meine Herren, aus der Schweiz zu uns gekommen sind, wie man zu Menschen kommt, mit denen man sich auf gleichem Fuß treffen will. Sie kommen ja nicht zu uns als Missionare, die zu den Schwarzen und Wilden gehen, um ihnen die Begegnungen wahrer Zivilisation zu bringen, sondern Ihr Kommen und was Sie uns bringen, ist nichts anderes als eine Welle aus dem großen Strom von Menschenliebe und Menschenachtung, der durch Ihr Volk flutet und aus dem heraus all das geboren worden ist, was den Ruhm der Schweiz ausmacht. Es ist das erste Mal, daß Menschen von außerhalb unserer Grenzen in voller innerer Freiheit und im Willen, uns als Gleiche

anzusprechen, bei uns Einkehr halten. Das ist uns wichtiger und tut uns besser als die vielen wohlgemeinten und herzlichen Gaben, mit denen man unserer Notdurft steuern will. Das ist der gute Weg, denn nur auf diese Weise werden wir einer bösen Versuchung widerstehen können, die uns täglich bedrängt, der luziferischen Versuchung nämlich, uns mit erbittertem Stolz auf unsere Einsamkeit und Verlassenheit zurückzuziehen und unsere Seelen gegen das Draußen zu verrammeln wie in einer Fluchtburg, in der man auf das Ende wartet."

Mit Entschiedenheit betonte der Redner, daß der bessere Teil der deutschen Jugend den Irrlehren der vergangenen zwölf Jahre nicht erlegen sei, daß sie bereit sei, die zerschnittenen Fäden wieder neu und besser zu knüpfen, trotz allen Verhärtungen in den deutschen Seelen und Herzen, um zur Freiheit und zur vollen Würde zu gelangen.

Ahnungslos hatten wir also als erste durch eine Ausstellung, die der Erziehung zum Schönen diene, die unsichtbare Mauer durchstoßen, die seit 1933 uns von Deutschland trennte. Ich hielt meine Ansprache damals in einem nüchternen, sachlichen, ja herben Tone, freilich ohne anzuschuldigen. Ich führte aus, daß es uns Schweizern darum gehe, mit den zu einem besseren inneren Neuaufbau bereiten Deutschen ins Gespräch zu kommen und diese in einem gewandelten Geiste zum Aufbau bereiten Kräfte von uns aus zu unterstützen.

Diese Auffassung hat mich seit jenem denkwürdigen Tag bewogen, einen Teil meiner Zeit und Kraft für die Hilfe einem neuen Deutschland gegenüber einzusetzen. Von den zwanzig Malen, die ich seither zu Vorträgen über Deutschlands Grenze reiste, immer auf eine Einladung einer Erziehungsbehörde oder einer Bildungsstätte hin, bin ich aber nie ganz froh zurückgekehrt. Doch jede Teilnahme an einer Tagung in Deutschland festigte in mir aufs neue die Überzeugung, daß wir eine unermessliche Dankeschuld für die Bewahrung vor Krieg und Not abzutragen haben und daß wir alles daran setzen müssen, um helfend den Beweis zu erbringen, daß wir Schweizer nicht unbedenklich im „Windschatten der Geschichte“ dahinleben, daß viele unter uns bestrebt sind, den Zustand zu überwinden, den man im Ausland als „Urlaub der Schweiz von der Geschichte“ bezeichnet hat.

Warum aber kann der denkende und unentwegt beobachtende Schweizer in Deutschland nicht so recht froh werden? Lassen Sie mich zunächst

ein paar Beobachtungen von einer Vortragsreise im Lande Nordrhein-Westfalen vom Herbst 1948 anführen. Ich sah im Sauerland Luftkurorte mit prächtigen neuerbauten Kiegelbauten, während Nachbardörfer noch arg zerschlagen waren. Als Grund dafür wurde mir ruhig erklärt, die einen Gemeinden hätten halt eigenes Holz, die andern nicht. Diese Feststellung, daß der Besizende zum großen Teil seine Vorzugsstellung rücksichtslos ausnützte, mußte ich leider in der Folge noch oft machen, während ich unter den Grubenarbeitern des Ruhrgebietes wie unter den bedenklich schlecht bezahlten Lehrern (1952 DM 420.— Höchsthöchstbesoldung) in erhebender Weise gewahrte, wie Armut gern der Armut gibt.

Zukunftsfroh stimmte mich auch die Erfahrung, wie man anläßlich von Tagungen entschieden versuchte, dem Titelunwesen entgegenzusteuern, und wie stark da und dort der Einfluß der Moralischen Aufrüstung von Gaur sich durchsetzte. Ich bin mit Kreisen in Berührung gekommen, die sich überboten, den Ausländern zu beweisen, daß sie eigentlich nie ganz mit der Nazi-Bewegung mitgemacht hätten, während andere offen ihr Mithalten bekannten und persönlich ihren Teil der Schuld mannhaft auf sich nahmen. Dies geschah oft in leidenschaftlichen Ausbrüchen und Bekenntnissen. Unter den im Vortrag genauer geschilderten Erlebnissen wähle ich das eine aus: Es war in der trostlos zerbombten Pädagogischen Akademie (Oberseminar) von Anna-Königsborn. In der Aussprache, die einem Vortrag über schweizerische Schulfragen folgte, schilderte ein dreißigjähriger Student aus schmerzlichen Erinnerungen heraus, wie er zehn Jahre gezwungenerweise den Waffenrock getragen und es bis zum Kommandanten eines Unterseebootes gebracht habe, wie er die Weltmeere durchpflügte, vernichtete, vernichtete und wie hart er nun um ein neues Menschenbild ringen müsse, um als Aufbauender, als ein zu friedlichem Tun Führender vor der Jugend stehen zu können. Anklagend erzählte mir auch ein Seminardirektor, wie er in seiner Stadt umsonst versuchte, einfache Stätten für elternlose Jugendliche zu schaffen — ähnlich wie wir die Pestalozzi-Kindersiedelung Walchwies am Bodensee buchstäblich aus dem Dreck heraus aufgebaut haben —, wie man aber sofort die Organisation zum Selbstzweck machte, einen Wettbewerb unter Architekten veranstaltete, andere Pestalozzi-Kindersiedelungen besuchte und so in einem Jahr über tausend kostbare DM

hinauswarf, ohne daß auch nur ein einziger verwahrloster Junge vom Schwarzhandel um die Bahnhöfe weggezogen werden konnte.

An den vielen Tagungen, an denen ich teilgenommen habe, ist mir deutlich geworden, daß Legionen guter Deutscher heute an ihrem eigenen Volk am meisten leiden. Mit quälender Eindringlichkeit sind mir immer wieder Sätze aus den drei „Briefen des Zurückgekehrten“ von Hugo von Hofmannsthal vor dem inneren Auge aufgetaucht, wenn ich, um mit Hofmannsthal zu reden, das „Einerseits“ und das „Andererseits“ vieler Deutscher wahrnehmen mußte, das „Einerseits und Andererseits ihrer Geschäfte und ihres Gemüts, ihres Fortschritts und ihrer Treue, ihres Idealismus und ihres Realismus, ihrer Standpunkte und ihrer Standpunkte, ihrer Bierhäuser und ihrer Hermannsdenkmäler, ihrer Ehrfurcht und ihrer Deutschheit und ihrer Humanität . . .“.

Solches hat Hugo von Hofmannsthal im April 1901 nach der Rückkehr von einem achtzehnjährigen Aufenthalt in Amerika geschrieben . . . „Es ist alles so vermischt, durcheinander hingemischt: in den Jungen wieder steckt etwas von Alten, in den Gesunden etwas von Kranken, in den Vornehmen etwas von recht Unvornehmen. Und ihre Gebärden sind genau wie das. Alles mischt sich da durcheinander. Wo bloß das Höfliche hingehört, mischen sie Gott weiß was für eine Art biederer Zutraulichkeit darunter, um dann wieder aus dem angewärmten Ton in eine solche Trockenheit, solche Trivialität zu fallen, daß es weh tut; wollen sie große Airs annehmen, so ist es eine falsche Feierlichkeit, eine angstvolle Gespreiztheit, die den Fremden kalt und verlegen macht . . .“ Soweit ein Zitat aus einem der drei Briefe. Ich könnte andere anführen, und ich müßte sie mit gleich rätselvollem Weh durch meine eigenen Erfahrungen fünfzig Jahre später nur bestätigen.

Da sitzen irgendwo Akademiker eine halbe Woche beisammen, hören Vorträge an und verhandeln nachher ungemein gescheit stundenlang über den „Substanzverlust des europäischen, insbesondere des deutschen Menschen durch Faschismus, Nazismus und den Zweiten Weltkrieg“ und reden vom heißen Ringen nach einer neuen Grundlage, ohne die aller Aufbau sinnlos wäre. In privaten Abendgesprächen erschrickt dann der Ausländer ob der Geringschätzung, mit der man über Kollegen spricht, deren Boten man am Nachmittag öffentlich belobigt hat, wie man ihre

Leistungen herabsetzt und welch neidvolle Jagd nach Posten und höhern Stufen der Karriere im Grunde alles Tun bestimmt.

Ich verallgemeinere nicht. Ich habe draußen prächtige, wahrhaft treue Männer und Frauen kennen gelernt, ohne das uns zum Mißtrauen veranlassende „Einerseits und Andererseits“. Aber diese Menschen ringen heute schon wieder sehr schwer um ihre äußere und innere Behauptung. Im Schrecken ob dem Doppelgesicht vieler Deutscher kam ich mir in den geistreichsten Auseinandersetzungen wiederholt wie ein Schweizer Bauer vor, der ohne ausgeklügelte Wortspielereien und philosophische Spekulationen über die Möglichkeiten eines gemeinsamen Standpunktes nach einer schweren Katastrophe einfach Hand anlegt und das Notwendigste tut in der Annahme und tröstlichen Feststellung, daß es die Nachbarn auch so machen.

In geselligen Unterhaltungen von gebildeten Kreisen ist mir das Doppelgesichtige besonders störend aufgefallen. Leute, die sich an der Tagung in hochgelahrten Reden ergangen hatten, konnten dann merkwürdig gewöhnliche Sachen vortragen, mit hartem Schall ob Witzlein herauslachen, deren Abgeschmacktheit bei uns ein betretenes Schweigen erzeugt hätte. Oder man betrachte das „Einerseits und Andererseits“ im Sinne Hofmannsthals in den vielen weitschweifigen Aufsätzen der führenden pädagogischen Blätter Deutschlands, die darauf angelegt sind, den Fortschrittswillen der neuen Pädagogik zu bekunden, und auch den Eindruck erzeugen, es stünde alles zum besten. Ich bin in den letzten sieben Jahren mit einer Reihe führender Pädagogen persönlich bekannt geworden und gewahrte mit Erstaunen, welch schweren Kampf viele um das wahre neue Leben in deutschen Schulen führen müssen, wie sie äußerlich vielleicht eine bestimmte Geltung besitzen, irgendwo gar eine leitende Stellung einnehmen, wie sie aber in ihrem besten Streben auf härtesten Widerstand stoßen. Dieser zweigesichtige, von Strebertum und Eifersucht beherrschte Wettkampf, der dem Uneingeweihten lange verborgen bleibt, zeigt sich vor allem im unglaublich raschen Wechsel von Lehrbüchern aller Art. In gewissen deutschen Ländern könnte man geradezu von einem Chaos sprechen.

Machtkämpfe um die herrschende Methode werden überaus heftig ausgetragen, Kämpfe zwischen den Vertretern der synthetischen und analytischen Lesemethode, der „ganzheitlichen“ Lesestoffe und des

Lesebuches, der direkten und der indirekten Methode im Fremdsprachunterricht, der verschiedenen Strömungen in der Darbietung der Geschichte. Deutsche Lehrer haben oft Mühe, bei uns zu verstehen, daß in der Schweiz niemand nach der „herrschenden Methode“ fragt, sondern daß die verschiedensten Verfahren in friedlichem Nebeneinander im gleichen Schulhaus geübt werden. Einen besonders heftigen Machtkampf zwischen den Vertretern der „Kostprobenliteratur“ (Lesebuch) und der ungekürzten Klassenlesestoffe habe ich vor zwei Jahren am ersten kunstpädagogischen Kongreß in Fulda erlebt. Klärend wirkte die von Schweizer Seite ausgeführte Erfahrung, daß bei uns Befürworter des Sprachganzen im Unterricht für gewisse Vergleiche und Ausblicke doch gelegentlich zum Lesebuch greifen, die erste Bildungsmöglichkeit also wohl in den Vordergrund stellen, ohne aber der andern, überlieferten, jeden Wert im heutigen Unterricht abzuspochen. Diese Machtkämpfe haben bewirkt, daß in Westdeutschland neue Lehrbücher sich manchmal kaum zwei Jahre gehalten haben. Und dies in einer Zeit, da Schulen oft zuerst eine Altpapiersammlung durchführen müssen, um z. B. 2000 DM für die Anschaffung der allernotwendigsten Lehrmittel für 450 Schüler aufzubringen. Besonders aufmerksam verfolgen wir Schweizer natürlich das Schicksal der neuen Geschichtsbücher. Wenn Gestaltungen der Kulturgeschichte für die Schule, wie die von Hans Ebeling im Verlag Westermann, bereits auf Widerstand stoßen, so daß wir den vierten und letzten Band über die neueste Zeit bis jetzt umsonst erwarteten, so stimmt uns dies nachdenklich. Immer wieder erfahre ich aus Briefen wertvoller Baumeister an einer neuen Schule Deutschlands von „leider oft nicht aus sachlichen, sondern rein persönlichen Quellen gespeisten Gegenströmungen“.

Hier kann in wertvoller Weise schweizerische Hilfe einsetzen. Diese geistige Hilfe, für die man z. B. der Schweizer Spende in Deutschland sehr dankbar ist, erweist sich heute noch mindestens so nötig wie vor wenigen Jahren. Manches Lehr- oder Jugendbuch kann sich in Deutschland dank einer gewissen Anerkennung von schweizerischen Fachleuten langsam durchsetzen. Das Wunder schweizerischer Volksverbundenheit über Sprachen, Rassen und Konfessionen hinweg beschäftigt doch sehr viele Deutsche und gibt dem schweizerischen Urteil Gewicht. Dies heißt natürlich nicht, daß wir überall durchzudringen vermöchten. Vergeblich

haben wir z. B. eine Reihe der wieder mächtig ins Kraut schießenden Sammlungen von blutriinstigen deutschen Heldensagen abgelehnt. Man antwortet uns von Verlagsseite auf unsre Bedenken hinsichtlich einer Neuzüchtung falscher Heldenverehrung in der Jugend, daß wir mit unsrer Ansicht auf dem Holzweg seien und daß diese Heldensagen wieder allgemein verlangt würden. Wie ganz anders stellt sich Willy Hellpach in seinem 1949 bei Westermann erschienenen Buche „Pax futura“ zu solchen Fragen ein. Er sagt, daß man des Urbösen nicht Herr werde, indem man es in der Privatlektüre des Kindes gewähren lasse und womöglich als Gutes umfrisiere. Diese Worte erhalten die Kraft einer ernststen Mahnung angesichts der Tatsache, daß wir im Pestalozzianum jedes Jahr Duzende von Abenteuerbüchern aus Deutschland zur Beurteilung erhalten, die von Grausamkeiten strotzen!

So sind meine Erfahrungen in Deutschland eher auf Moll gestimmt. Mit einer Reihe persönlicher Freunde und mit Männern in führenden Amtsstellen habe ich vereinbart, daß wir uns gegenseitig alles berichten, was auf kulturellem Gebiet die zwischenstaatlichen Beziehungen stören oder vergiften könnte. Wir haben nach Kräften an der Befreiung des Buchhandels (gleiches Recht für den Schweizer Buchhandel in Deutschland wie für den Absatz der deutschen Bücher in der Schweiz) gekämpft und glauben, manches zu dem endlich erzielten Erfolg beigetragen zu haben. Deutsche Amtsstellen haben geharnischte schweizerische Artikel aus dem „Beobachter“, dem „Schweizer Bücherboten“ und aus andern Blättern, die wir nach Deutschland schickten, sofort an die maßgebenden Stellen weitergeleitet, ja sie manchmal von sich aus vervielfältigt.

Ich bin daher überzeugt, daß eine große Zahl von Erziehern im heutigen Deutschland das Rechte vorkehren wollen. Sie streben und kämpfen aber noch zu sehr in pädagogischen Igelstellungen. Wenn der Staat zeitgemäßes schulisches Streben bekämpft, so kann das Leben von Schulreformern unerträglich werden. Ich habe in Bayern Schulen besucht, deren Lehrer wochenlang trotz Lohnentzug durchhielten, nur um den Grundsatz der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen auch in den obersten Volksschulklassen nicht aufgeben zu müssen.

Eine ähnliche Entschlossenheit zu einer neugestalteten Bildung trifft man bei vielen Leitern von pädagogischen Akademien, den Oberseminarien, an. Sie suchen mit allen Mitteln ihre Zöglinge im Sinne einer

möglichst nahen Verbundenheit mit andern Völkern zu erziehen. Zu diesem Zweck hat die pädagogische Akademie Stuttgart im letzten Sommer eine Fahrt durch verschiedene Schweizer Kantone durchgeführt und sich die Kosten des Aufenthaltes durch ergreifend gehaltvolle Darbietungen ersungen. Die Professoren Wirsching und Schaal schreiben zum Eingang des Reiseberichtes: „Wir wollten etwas von dem ‚andern Deutschland‘ aufzeigen und etwas von der Schuld abtragen, die wir als Volk in den Augen der Welt auf uns geladen hatten.“ . . . Und etwas später: „. . . Unsrer Reise war eine Studienreise im wahrsten Sinne des Wortes. Das Schöne war, daß wir nicht nur die Schweizer Landschaft in ihrer Lieblichkeit und in ihrer Großartigkeit kennen lernten, sondern mit den Menschen in engere Berührung kamen. Wir lernten ihre Lebensweise und ihre Anschauungen kennen und wissen, was ein freier Schweizer ist. Je länger je mehr erkannten wir, daß Achtung vor der Persönlichkeit, Vertrauen und Duldsamkeit, Freude an der Vielfalt und der Wille, das eigene Leben in Freiheit und in Bindung an das selbstgegebene Gesetz zu leben, wesentliche Züge des Schweizer Volkes sind. Mit Freude stellten wir bei uns fest, daß wir in Süddeutschland viel verwandte Züge haben und daß wir sie in uns erhalten und entwickeln müssen.“

In den Berichten der Studenten kommt wiederholt folgende Erfahrung zum Ausdruck: „Was uns bei vielen Ausländern auffällt, besonders bei Schweizern und Amerikanern, kommt uns überall auf der Reise recht deutlich zum Bewußtsein: die praktische Haltung dem Leben gegenüber, der es, unbekümmert um alle Theorien, allein darauf ankommt, in konkreten Situationen des Lebens einzugreifen und zu helfen. Was hilft uns eine Theorie, wenn sie nicht realisiert wird?“

Zu dieser in Deutschland verbreiteten Beurteilung der Schweiz hat der „Rucksackwanderer vom Herzberg“, Fritz Wartenweiler, sehr viel beigetragen. Seine aufopfernde Hingabe im Ringen um ein besseres Deutschland kann nicht hoch genug gewertet werden. Wer an unserer verworrenen Zeit mitleidet und nicht als der im Wohlstand Übersättigte und Selbstgerechte auftritt, dem schließt sich der Deutsche im allgemeinen willig auf in all seiner Not und Bedrängnis.

Aber es muß noch unendlich viel und in Millionen kleiner Lebensgemeinschaften in dieser Art geschehen, bis die Menschlichkeit Nathans

des Weisen oder der Adel Stifterlicher Prosa über die bloße schulische Behandlung hinauswachsen und zur mitbestimmenden Lebenskraft im deutschen Volke werden. Gegenüber dem rasch ansteigenden Reichtum Bevorzugter und der auf nacktes Erfolgstreben eingestellten deutschen Überlieferung haben die wahren Volkserzieher Deutschlands einen unendlich schweren Stand, wenn sie die so notwendige Erziehung zum persönlichen Mut anstreben. Ohne die Unterstützung anderer Völker werden diese Besten da und dort die Kraft zum Durchhalten verlieren. Es braucht gewaltige Anstrengungen, wenn die pädagogische Betriebssamkeit sich zu einer schöpferischen inneren Gestaltungskraft wandeln soll, wenn die Bildung, in der nach Burckhardt die große mittlere Leuteschicht in Deutschland ein Vehikel des Fortkommens sieht, das deutsche Volk zu der erzieherischen und politischen Wachsamkeit führen soll, die zur wahren Freiheit führt. In der Vorherrschaft der Laboratorien und in Anbetung der Technik kann dieses geprüfte Volk nicht genesen. Die ausländische Hilfe hat geholfen, den Hunger zu überwinden. Der deutsche Fleiß hat erstaunlich viele Ruinen wieder zu Häusern aufgebaut. Vieles aber ist dabei Fassade, ja verführerische Prunkfassade geblieben.

Von innen her betrachtet, sehen die Verhältnisse meist ganz anders aus. Eine Stelle aus einem Brief eines verdienten Rektors im Rheinland zeichnet die Lage richtig. Nach Hinweisen auf gewisse gemeinsame Tagungserlebnisse schreibt er: „... Immer weniger scheint mir bei uns die Persönlichkeit zu gelten und an ihrer Stelle die parteipolitische Maßregel zu treten. Immer noch scheint mir die Tugend der Toleranz bei uns als eine zu belächelnde Schrulle. Immer noch setzt man die Klugen und Tatkräftigen um der Beschränkten und Geschwägigen willen hintan... Wir gehen weithin auf den Gefilden des, ach, endlich gefüllten Bauches spazieren. Meine Leute sind und bleiben freilich die hungern- den Idealisten, die keineswegs ausgestorben sind. Es sind ihrer wenige, aber ihretwegen arbeite ich weiter in der Lehrerbildung und bei der Erziehung durch das Buch. Wenn man nur einen einzigen wahren Schüler hinterläßt, dann hat man nicht umsonst gelebt...“

Ist es nicht unsere Pflicht, diese kämpfenden Idealisten in Deutschland nach Kräften zu unterstützen? Ich denke an die einfachen Leute in den Dörfern, die freiwillig im Frondienst ihre Schule wieder auf-

gebaut haben. Ich denke an die vielen Kinderbriefe, die nach einer Büchersendung der von Dr. Fick gegründeten schweizerischen Stiftung herzlich dankten, z. B. mit den Worten: „Wie lange Jahre habe ich mich darnach gesehnt, nur eine Nacht mit einem schönen Buch unter dem Kissen schlafen zu dürfen. Und nun ist es Wirklichkeit geworden.“ Ich denke an die zahllosen Junglehrer, die für 230 DM monatlich mit 70—100 Kindern arbeiten müssen und von denen mir einer erklärte: „Wozu soll ich meine Kinder erziehen? Ich weiß es nicht. Ich habe kein Erziehungsziel. Ich möchte manchmal verzweifeln. Aber wenn ich morgens vor meinen Kindern stehe und ihnen in die Augen sehe, dann tue ich ganz einfach, was ich glaube, daß es gut und richtig ist.“

Wenn wir diesen ernsthaft ringenden Deutschen helfen, nicht als fatte Wohltäter, sondern als verständnisvolle Unterstützer des innern Menschen, dann helfen wir mit, daß durch die Jugend das neue Deutschland heranwächst, das wir als unser Nachbarland sehen möchten, das junge Deutschland, das mir in einem Spiellied von Erstkläßlern in einer der trostlosen Trümmerstädte überraschend entgegengetreten ist.

Stellt sich da ein angriffiger Bub vor seine Kameraden hin und fordert sie mit den Worten auf, die er wahrscheinlich in der Schule gelernt hat: „Komm, wir wollen Aufbau spielen! / Ja, das ist ein Spiel. / Mit den Steinen, mit den vielen / Bauen wir jetzt viel. / Komm, wir bauen höher immer, / Stein auf Stein baut auf! / Du, wir bauen viele Zimmer / Wolkenhoch hinauf!“

Die andern aber hielten ihm, dem Spiellied gemäß, abweisend entgegen:

„Nein, in Wolken bau' ich nicht / So ein hohes Haus, / Wenn das dann zusammenbricht, / Ist die Freude aus. / Lieber bau' ich mir ein Zimmer / Auf der Erde hier. / Auf der Erde wohn' ich immer / Und du wohnst bei mir.“

Kleine Streiflichter

Das schweizerische Aktionskomitee für das Landwirtschaftsgesetz ließ auf die Abstimmung vom 30. März allen Bürgern eine Broschüre zugehen. Wie üblich

enthielt sie auch eine Liste namhafter Persönlichkeiten, die dem Komitee angehörten. Warum konnte dabei der Wohnort welschschweizerischer Mitglieder nicht